

rael. Israel wird zum Zeugen der Wirkmächtigkeit dieses einzigen Gottes für die ganze Welt. Die „Beweisführung“ dieser argumentativen Belehrung ist strikt rational. Von daher ist das Bekenntnis zu diesem einzigen Gott nichts anderes als das „Ergebnis eines vernunftgemäßen Umgangs mit der tradierten Religionsgeschichte und der eigenen Gotteserfahrung ...“ (162); es hat zugleich einen universalen Anspruch. Mit dem Nachzeichnen des biblischen Argumentationsgangs plädiert B. dafür, den Begriff des Monotheismus für die Aussagen über die Einzigkeit Gottes keinesfalls aufzugeben.

Thematisch ähnlich gelagert widmet sich der Beitrag „Geschichtserinnerung und Gotteserkenntnis“ den beiden Schemata „Erinnerung – Appell“ und „Faktum – Erkenntnis – Appell“, mit denen Israel im Dtn zur Erinnerung an die kollektive Vergangenheit aufgerufen wird. Nur wenn Israel sich dessen erinnert, wo es herkommt, kann dieses Gedächtnis die befreiende Kraft entfalten, auch für Gegenwart und Zukunft handlungsleitend zu werden.

Diese insgesamt sechs Artikel, die auf größere Vorträge zurückgehen, bilden das Spektrum derjenigen Methoden ab, mit deren Hilfe sich lohnende Beobachtungen am Dtn – wie überhaupt an den biblischen Büchern – vornehmen lassen. Gerahmt werden sie von zwei etwas aus diesem Rahmen fallenden Beiträgen: einer umfangreichen Rezension und einer Würdigung. Der erste Beitrag „Literarkritik und archäologische Strati-graphie“, die Rez. B.s zu S. Mittmanns Analyse von Dtn 4, 1–40, erschien bereits 1978. Sie war die umgearbeitete und auf Mittmanns gerade erschienenes Buch zugeschnittene Veröffentlichung des „literarkritischen“ Teils seiner Dissertation über Dtn 4, den er in der im gleichen Jahr gedruckt erschienenen Fassung ausgelassen hatte, da er ihr Anliegen für ausdiskutiert hielt. Nachdem seine Argumentation bis in jüngste Kommentare hinein unberücksichtigt geblieben ist, möchte der Verf. sie durch den Wiederabdruck erneut ins Gespräch bringen.

Der letzte Beitrag wurde auf dem Symposion anlässlich des 100. Geburtstags von Gerhard von Rad gehalten und hat dementsprechend von Rads Verhältnis zum Deuteronomium zum Gegenstand. Unter dem vielsagenden Titel „Faszination und Unlust“ schreitet B. die Phasen der Beschäftigung des Altmeisters mit dem fünften Buch Mose nach und macht – ebenso wohlwollend wie inhaltlich differenziert – die Verdienste Gerhard von Rads für die Deuteronomiumforschung sichtbar.

C. STICHER

NEBGEN, CHRISTOPH, *Missionarsberufungen nach Übersee in drei Deutschen Provinzen der Gesellschaft Jesu im 17. und 18. Jahrhundert* (Jesuitica; 14). Regensburg: Schnell + Steiner 2007. 384 S., ISBN 978-3-7954-1942-4.

Was sind Jesuiten? Das, so erklärten die Eltern des 1671 in den Orden eingetretenen Franz Lang ihrem Sohn, seien Menschen, die „bis nach Indien, ja bis zu den äußersten Gegenden des Erdkreises“ gingen, „um andere Menschen zu Gott zu bekehren, wo sie dann unter unermeßlicher Mühsal und Gefahr eigenes Leben und Blut für Christus aufopfert, ja sogar härteste Folterqualen erdulden müssten“ (119). Franz Lang, der dies in seinem Bewerbungsschreiben an den General anführt, sah selbst seinen Wunsch, in die Missionen zu gehen, nicht erfüllt. Aber sein Schreiben ist typisch für die missionarische Faszination des Jesuitenordens und den Wunsch sehr vieler Jesuiten, viel mehr als angenommen wurden, in die Heidenmissionen zu gehen. Das hier gezeichnete heroische Missionsideal war oft Hauptmotivation für den Eintritt gerade in den Jesuitenorden.

Christoph Nebgen, Mitarbeiter an dem Forschungsprojekt von Johannes Meier (Mainz) über die deutschen Jesuitenmissionare der alten Gesellschaft Jesu, hat in dieser Publikation die Missionsbitten der Jesuiten der drei deutschen Provinzen bis 1728 (nur bis dahin sind sie erhalten) mit ihren Rahmenbedingungen, Voraussetzungen, Motiven sowie den Kriterien der Annahme untersucht.

Die Chancen für deutsche Jesuiten, in die Missionen zu gehen, waren in den ersten Generationen äußerst gering. Angesichts der Gefährdung des Katholizismus im eigenen Land heißt es seitens der Ordensleitung zunächst stereotyp: „Euer Indien ist Deutschland“. Eine erste Wende bewirkte die Generalkongregation von 1615. Dennoch wurden in den Jahren des 30-jährigen Krieges sehr wenige aus Deutschland angenommen (von 1620 bis 1650 nur neun von 46 Bitten). Die Lockerung der zunächst sehr restriktiven

spanischen Einreisepolitik ab 1664 und dann weiter ab 1715 brachte Erleichterungen. Der Höhepunkt deutscher Missionssendungen liegt in den 20 Jahren des Generalats von Retz (1730–1750).

Von den ca. 22.000 bis 1728 erhaltenen „Indienbitten“ stammen 1.337 von 615 Jesuiten der drei deutschen Provinzen. Von letzteren kamen 405 aus der (missionarisch fruchtbarsten) Oberdeutschen, 130 aus der Niederrheinischen, am wenigsten (80) aus der Oberrheinischen Ordensprovinz. Die Chronologie der Bewerbungen zeigt, dass sie jeweils durch punktuelle Ereignisse wie z. B. die Rundreise von P. Trignault 1615, hochschnellten, im Übrigen von den Zulassungsbedingungen abhängig waren.

Ein eigenes Kap. (107–171) befasst sich mit der gezielten Propagierung des Missionarsideals innerhalb der Gesellschaft Jesu. Dazu gehörten insbesondere visuelle Medien wie Bilder, Statuen und das Jesuitentheater, ferner Missionarsbriefe, der ganze Komplex der Franz-Xaver-Verehrung, schließlich persönliche Kontakte mit Missionaren und Missionsprokuratoren. Aber es galt auch, die Gesuche zu prüfen und Ungeeignete abzuwehren. Mit den für die Annahme geforderten Qualifikationen befasst sich der vierte Teil (173–227). Sie gehen hervor aus dem einschlägigen Schriftverkehr zwischen General und Provinzialen, aus speziellen Instruktionen, aber auch aus dem seit 1728 von Josef Stöcklein herausgegebenem „Welt-Bott“, dessen Missionsberichte keinesfalls auf einseitige Heroisierung, sondern eher auf Ernüchterung abgestellt sind. Die wichtigsten geforderten Qualitäten sind gesundheitliche Robustheit, solide Tugend, Sprachenbegabung, speziell für die China-Mission auch mathematische, astronomische, technische und künstlerische Kenntnisse und Fertigkeiten. Auf intellektuelle Herausforderungen dagegen wurden die Missionare nicht vorbereitet, hier wurden nur sehr schlichte Anforderungen gestellt (206). – Im Anhang folgt ein Verzeichnis aller „Indipetae“ der drei deutschen Provinzen und ihrer Gesuche (251–360).

Für die Mehrzahl der Bewerber, die nicht angenommen wurden, bestand der Trost in dem Einsatz in „unserem Indien“ und vor allem in den ländlichen Volksmissionen (228–237). Freilich konnte die Martyriumssehnsucht, ein wesentlicher Stimulus für den Missionswunsch, hier, zumindest nach dem Westfälischen Frieden, kaum erfüllt werden. Und hier stellt sich für den nachträglichen Blick des Historikers eine Frage. Es sind im 16. und 17. Jhd. wesentlich mehr Jesuiten im Dienst an den Pestkranken gestorben (darunter ja auch Friedrich Spee), als in Europa oder Übersee durch gewaltsamen Tod um des Glaubens willen. Wie weit wurde dies als im Grunde gleichwertiges und jedenfalls in Europa viel wahrscheinlicheres „Martyrium“ thematisiert? Jedenfalls an einer Stelle scheint dies geschehen zu sein: in den Märtyrerbildern des Landsberger Jesuitennoviziats, die heute dort im Museum zu sehen sind. Aber wie weit drang dies sonst in das Bewusstsein ein?

Jedenfalls kann man dem Autor für die Publikation, die zudem durch viele bezeichnende Zitate aufgelockert ist, nur danken.

KL. SCHATZ S. J.

SIEBEN, HERMANN-JOSEF, *AugustinusAuslese*. Texte zum Glaubensbekenntnis. Paderborn: Schöningh 2006. 491 S., ISBN: 978-3-506-75668-8.

Die schriftliche Hinterlassenschaft des Bischofs und Theologen Augustinus von Hippo ist unermesslich. Nur Historiker, Theologen und Philosophen, die sich über lange Zeit hin mit diesem Werk befassen, gewinnen einen Überblick über die Fülle der Themen und über die Weisen ihrer Behandlung. Einige der Werke des großen Kirchenlehrers aus Nordafrika finden auch heute noch über den engen Kreis der Wissenschaftler hinaus ihre Leser, vor allem die „Bekenntnisse“, aber auch Texte aus den „Enarrationes in psalmos“. Gleichzeitig besteht Konsens darüber, dass die Gedankenwelt des Augustinus für die Geschichte der Kirche und ihrer Theologie, ja für die Geschichte der abendländischen Kultur im Ganzen, von nicht zu überschätzender Bedeutung ist. Deswegen haben einige Theologen, denen daran gelegen war, für interessierte Nicht-Spezialisten Wege in die Welt des Augustinus zu weisen, schon im hinter uns liegenden Jhd. Bücher mit ins Deutsche übertragenen, aus dem weiten Opus Augustinianum ausgewählten Texten zu veröffentlichen. Drei solche Anthologien sind besonders bekannt geworden. Die eine stammte von Erich Przywara und trug den Titel „Augustinus. Die Ge-